≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Eine aufregende Fuchsjagd.

Von Geheimrat Karl Affeln in Hamm (Westf.)

„Lang, lang ist's her, lang ist's her", aber frisch die Erinnerung, als sei es gestern gewesen; denn welchem alten Jäger versagte wohl das Gedächtnis an all die frohen und ereignisreichen Stunden, die er in Feld und Wald, in Moor und Heide verbrachte, an die goldenen rosigen Tage der Vergangenheit, die es ihm vergönnten, mit Jugendmut und unberührt von Sorgen und Mühen des Alltags den Spuren Dianens zu folgen?

Es war gegen Ende September eines mit Rebhühnern reich gesegneten Jahres, als uns der frühe Nachmittag zu dritt auf dem Heimwege sah zur Stadt Warburg, auf deren weiten Feldfluren wir einigen „Ketten" des genannten Wildgeflügels mit Leidenschaft gefolgt waren. Bei jedem von uns baumelten eine Anzahl Hühner am Galgen.

Die Sonne brannte noch heiß; der einzige Hühnerhund „Rino", den wir jungen Leute mitführten, war müde und durstig, strebte aber, uns vorauseilend, der unsern im Talz rauschenden Diemel zu, um sich zu kühlen und die Kehle zu feuchten. Bald sahen wir, wie er sich förmlich aufs Wasser stürzte und mit Behagen zwischen der Randvegetation umherpantschte.

Als wir auf dem Uferwege herankamen, stand der Hund plötzlich wie elektrisiert auf, kam „mit hoher Nase" wieder aufs Trockene und zog flußaufwärts langsam einer erhöhten Uferstelle zu, die auf etwa 50 Meter hin mit dichtem, tief zum Flusse herabhängendem Weidengebüsch und einzelnen älteren Weidenstämmen besetzt war. Wir dachten, daß der Hund von Rebhühnern oder von an der Diemel nicht seltenen Wildenten Wind bekommen hätte, die verborgen zwischen dem Ufergestrüpp säßen und machten uns deshalb schußfertig.

Aber von Flugwild zeigte sich nichts, auch nicht, als Rino plötzlich vom hohen Ufer auf das im Wasser schwankende Weidengebüsch sprang u. dabei „laut wurde".

Jetzt war es uns klar, daß irgend ein vierfüßiges Wild den Hund beschäftigte, der sich nun wie wild gebärdete und mit Heftigkeit tiefer in das Uferdickicht eindrang. Dabei zeigte sich daß das Ufer vom Wasser unterhöhlt war; denn der Hund verschwand eine Zeitlang ganz unter demselben und arbeitete sich dort, dem lebhaften Geräusch nach zu rechnen, eifrig vorwärts, ab und zu wütend Laut gebend.

Die Beschaffenheit des Ortes verhinderte, von oben her einen Blick unter das Ufer zu werfen, so wild war das Gestrüpp verwachsen und mit den Wurzeln der Uferhochstämme verflochten.

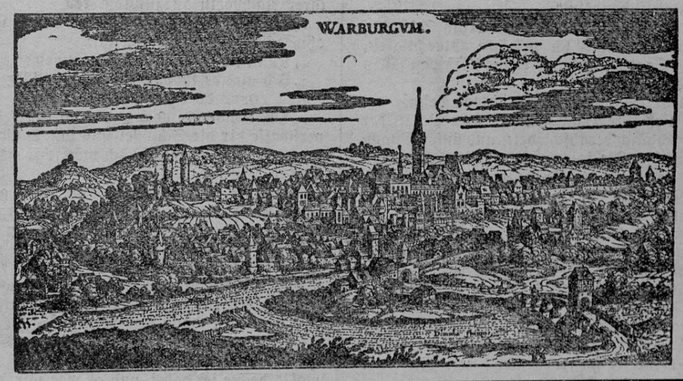
Meine beiden Freunde und ich verteilten uns deshalb in Abständen auf dem hohen, bergwärts ansteigenden Ufer und warteten schußbereit auf das Erscheinen des von Rino verfolgten Tieres. Aber merkwürdigerweise erschien nichts, während der Hund bald hier bald dort im Dickicht, wiederholt die Richtung ändernd, hart weiter arbeitete.

Da wurde uns die Geschichte doch zu komisch und, um auf jeden Fall festzustellen, um was es sich handele, sprang ich von oben her in das Ufergebüsch auf die über dem Wasser schwankenden Weidenäste und -wurzeln, so gut es ging Balance und Ausschau haltend Gerade kam die Hetze des Hundes flußabwärts auf meinen Standort zu und plötzlich bemerkte ich dann auf kaum zwei Schritte vor mir in der Uferhöhlung einen starken Fuchs. Jedoch nur einen Augenblick; im nächsten Moment schon war dieser wieder unsichtbar; er war offenbar umgekehrt und an dem Hunde vorbei nach der anderen Seite geflüchtet; denn auch Rino drehte um und war bald wieder in etwa 30 Schritt Entfernung von mir hinter dem Fuchse, der auch jetzt nicht „sprang" sondern es vorzog, im Schutze des Flußufers zu bleiben. Vermutlich hörte er dort unten auch die Tritte meiner Gefährten auf der Uferböschung. Unter dieser aber waren unzweifelhaft Stellen, die wohl der Fuchs, nicht aber der große Hühnerhund erreichen konnte und darum war die Möglichkeit, daß Rino den „Freund Reineke" zu fassen bekäme, eine zimlich geringe. Ich beschloß desalb, trotz meines sehr unsicheren Standortes und der — namentlich für den Hund — nicht ungefährliche Situation nach dem Fuchse zu schießen, sobald ich ihn, wenn auch nur auf Sekunden, wiedererblicken würde. Äußerste Vorsicht war allerdings geboten; aber, die knapp hinterher sich bietende Gelegenheit benutzend, schoß ich, als plötzlich in etwa fünf Schritt Entfernung der Kopf des Fuchses sichtbar wurde und der Hund weiter zurück war.

Als ich mich mit Mühe zur Anschußstelle durchgerungen und -gewunden hatte, fand ich den Fuchs nicht vor, wohl aber eine starke „Schweiß"-Spur, die von mir weg führte. Da der Hund lebhaft weiter hetzte, schien der Fuchs jedenfalls nicht schwer getroffen zu sein, ich konnte deshalb nichts anderes tun, als in meiner schwierigen Stellung zwischen dem Geäste der Weidenbüsche, halb über dem Wasser schwebend, abzuwarten, ob nicht der Fuchs neuerdings für mich sichtbar werde oder, nun seinen Schlupfwinkel verlassend, meinen Gefährten zu Schuß käme.

Einige Minuten, in denen der Hund Standlaut gab, waren vergangen, als plötzlich lebhaftes Rumpeln am Ufer und Geplätscher im Wasser darauf hindeutete, daß die Jagd wieder einmal vorwärts ging und zwar nach meinem Standorte hin. Deutlich hörte ich das Laufen der Tiere unter und an dem Ufer und plötzlich sah ich ein Stück vom roten „Balge" und unmittelbar darauf den Sprung des Fuchses von der Uferhöhlung weg über eine hochstehende Weidenwurzel In diesem Augenblicke schoß ich — wiederum auf etwa fünf Schritt Entfernung — zum zweiten Male mit besserer Wirkung, wie sich bald zeigen sollte Merkwürdig war aber, daß im Momente des Schusses etwa 25 Schritt weiter flußaufwärts ein mächtiges Krachen am Ufer und sofort nachher ein gewaltiges Planschen und Plätschern in der Diemel gehört wurde, dem gleich darauf ein gehöriges Prusten und Fluchen folgte. (Fortsetzung folgt).

Warburger Warte



Beilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint zweimal wöchentlich

Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten.

Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 34 — 27. April 1929 — 4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brügmann, München.

11. Fortsetzung

„Tut nichts! Wir wollen den Mörder unseres Bruders finden, und wenn es unseren letzten Penny kostet!"

„Was halten Sie von diesem Plan?", wandte ich mich an Mistreß Schuyler.

„Ich bin nicht befragt worden", sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Da Randolphs Schwestern das für gut finden, habe ich keinen Grund zu einem Einwand. Ich habe bisher nichts von Mister Stone gehört; aber wenn er wirklich ein berühmter Detektiv ist, wird er jenes Mädchen nicht ungehört verdammen. Und wenn Miß van Allen schuldig befunden wird, muß natürlich den Forderungen der Gerechtigkeit Genüge geleistet werden. Kennen Sie ihn, Mister Calhoun?"

„Nicht persönlich! Ich habe nur oft von ihm gehört! Er soll ein Phänomen sein! Wenn Sie Miß van Allen finden wollen, können Sie nichts Besseres tun, als ihn mit der Angelegenheit betrauen. Wenn er sie nicht auffindet, dann kann dies überhaupt niemand!"

„Das sage ich auch", warf Sarah ein. „Und, wenn seine Bemühungen auch vergebens sein sollten, haben wir wenigstens die Genugtuung, alles mögliche getan zu haben!"

Da kam eben Winnie in das Zimmer. Sie hatte Korrespondenzen erledigt und hielt eine Menge uneröffneter Briefe in der Hand.

„Ruth", rief sie, „denken Sie nur! Jepson hat mir die eingelaufene Post übergeben — und es ist ein Brief von Miß van Allen an Sie dabei!"

„Was?" riefen alle erstaunt.

„Ja", erklärte Winnie. „Ich kenne die Handschrift! Es ist dieselbe wie in dem Briefe an Mister Schuyler! Die Schrift ist so charakteristisch, daß man sie nicht vergessen kann!" Sie händigte alle Briefe Ruth ein, den bewußten zu oberst.

Mistreß Schuyler wurde blaß, als sie den Briefumschlag sah. Ich blickte auch danach hin, und, ohne Zweifel, es waren Vicky Vans Schriftzüge.

Der Brief war heute morgen in Neuyork aufgegeben und eben jetzt um fünf Uhr ausgetragen worden.

„Bitte, öffnen Sie ihn, Mister Calhoun", sagte Ruth, als ob sie vor dieser Aufgabe zurückschrecken würde.

Ich nahm ihn bangen Herzens, denn er schien mir Kummer für die kleine Vicky zu verkünden. Gab sie sich selbst für verloren? Oder was könnte sonst der Brief enthalten?

Winnie reichte mir ein Papiermesser, und ich öffnete den Umschlag.

Alle warteten atemlos auf meine Worte. Ich las:

„An Mistreß Randolph Schuyler!

Geehrte, gnädige Frau!

Es ist nutzlos, mich zu suchen. Heute verlasse ich Neuyork für immer.

Das Geheimnis von Mister Schuylers Tod wird nie gelöst, die Wahrheit nie bekannt werden. Ich allein kenne sie und will damit sterben. Mögen Sie auch Detektive verwenden von heute bis zum jüngsten Tage: Sie werden nichts aufdecken! Geben Sie die Nachforschungen auf, denn Sie werden niemals finden

Viktoria van Allen."

Es entstand eine Pause, nachdem ich geendet hatte. Ein bestimmter Satz in dem Briefe machte mich erzittern. Vicky schrieb: „Das Geheimnis wird mit mir sterben." Wieder fühlte ich, daß sie die Absicht hatte, einen Selbstmord zu begehen, und zwar, wie ich fürchtete, sehr bald. Würden wir das je erfahren? Ich war vertieft in den Gedanken, als Miß Rhoda sprach:

„Ich glaube, das Mädchen will sich töten und ich vermute, daß sie dies auch wirklich tun wird!"

„Warum glaubst du das?" fragte Ruth, und blickte überrascht auf.

„Es klingt so und es wäre nur die natürliche Folge ihrer Gewissensbisse über die schreckliche Tat."

„Ich meine, daß sie schuldig ist", sagte Winnie mit tiefbekümmertem Ausdruck in ihrem hübschen Gesichtchen, als sie den Brief nochmals überlesen hatte.

Wieder entstand eine Pause. Waren wir doch alle wie vor den Kopf geschlagen durch diese unerwartete Wendung, die alle unsere Vermutungen über den Haufen ge-

vorsen hatte.

Endlich sagte Miß Rhoda entschieden: „Ich werde ebenfalls Mister Stone befragen. Ich habe ihm geschrieben und werde den Brief noch heute wegschicken. Wenn er dann kommt, können wir die Sache besprechen und nach seinem Urteil handeln."

„Das ist eine gute Idee, Rhoda", sagte Ruth Schuyler, und nickte zustimmend, „auch ich wünsche Gerechtigkeit, und wenn Fleming Stone glaubt, er könne Miß van Allen finden, dann möge er es tun."

Es war sechs Uhr; Winnie und ich gingen heim.

Ruth Schuyler ließ ihre Hand einen Augenblick in der meinen ruhen, als ich mich verabschiedete, und äußerte nachdenklich: „Ich wünschte, Sie sagten mir ehrlich Ihre Meinung. Ich bin ja so wenig gewöhnt, irgendeine wichtige Sache selbst zu beschließen."

„Ich halte es für klug, Mister Stone zu nehmen", erwiderte ich, „keinesfalls kann es etwas schaden."

„Nein, vermutlich nicht", gab sie lächelnd zu. „Ich bin froh, daß Sie sich um uns kümmern statt Mister Bradbury", fuhr sie fort, und ich antwortete ihr aufrichtig, es sei auch mir eine Freude.

Zu Hause erwartete mich noch eine Ueberraschung. Auf dem Tisch in der Halle lag meine Post und als ich sie flüchtig durchsah, bemerkte ich einen Brief von Vicky Van darunter.

Hastig verbarg ich ihn vor Winnies scharfem Blick, denn ich hatte keine Ahnung, was er mir verkünden könnte, und eilte damit in mein Zimmer. Ungeduldig riß ich ihn auf und durchflog seinen Inhalt.

„Lieber Mister Calhoun!

Ich danke Ihnen herzlich für die Ausführung meines Auftrages. Nur durch Ihre Güte kam ich in den Besitz der Briefe, die ich brauchte. Wollen Sie mir eine letzte Gunst erweisen, so kommen Sie heute abend wieder in das Haus und nehmen Sie ein kleines Paket aus der chinesischen Vase im Musikzimmer an sich. Heben Sie es für mich auf, und wenn ich es innerhalb eines Jahres von Ihnen nicht zurückverlange, dann vernichten Sie es ungeöffnet. Ich wünschte, ich könnte aufrichtiger gegen Sie sein, da Sie sich ja als ein so standhafter Freund erwiesen haben. Aber ich kann den Umständen nicht gebieten und muß daher mein Schicksal tragen. Ich weiß nicht, was Mistreß Schuyler darüber denken wird, aber ich habe ihr einen Brief geschrieben. Wenn Sie sie sehen, versuchen Sie, ihr begreiflich zu machen, daß es nutzlos ist, mir nachzuspüren. Wenn ich so lange Zeit verborgen bleiben konnte, wird mein Aufenthalt auch jetzt nicht entdeckt werden. Und nun, Sie gütigster meiner Freunde, leben Sie wohl!

Vicky Van."

Ich starrte den Brief an und durchlas ihn immer wieder und wieder. Gewiß, ich hatte die Absicht, ihre Bitte zu erfüllen. Aber mein Herz empörte sich über den endgültigen Abschied in ihrem Briefe. Ich ahnte, daß ich nie wieder von Vicky Van hören würde, und sie sagte ganz richtig, wenn wir bis jetzt keine Spur von ihr hätten, würden wir sie niemals finden.

Wo sie nur sein konnte? Und auch Julie? Irgend jemand beschützte sie offenbar beide. Sie konnten sich nicht verkleidet haben, denn sie hatten das Haus mitten in der Nacht verlassen, ohne Gepäck und — daran hatte ich bisher nie gedacht — ohne Geld! Wo konnte sie Schutz gefunden haben, außer im Hause eines Freundes?

Nach einer Weile ging ich hinunter, sagte aber Tante Luzie und Winnie nichts von diesem Briefe.

Sie besprachen eifrig die letzten Neuigkeiten und Tante Luzie bemerkte: „Ja, ich habe von Mister Stone gehört, und man sagt, er könne Wunder wirken! Hoffentlich findet er das Mädchen, wenn auch nur, um das Geheimnis ihres Verschwindens zu lüften."

„Oh, er wird sie gewiß finden", versicherte Winnie, „man hat bei Mistreß Schuyler viel von ihm gesprochen. Er ist ein Zauberer! Er wird aber, glaube ich, lange dazu brauchen."

„Was geschieht unterdessen mit dem Hause?" forschte Tante Luzie. „Wie ist das, Chet? Kann jeder hineingehen, der will?"

„Nein", erwiderte ich kurz, denn ich vermutete, Tante Luzie habe den absurden weiblichen Wunsch, das Haus ihrer Nachbarin auszuspionieren.

„Es steht unter polizeilicher Aufsicht und niemand darf ohne triftigen Grund hinein."

„Könntest du nicht hineinkommen?"

„Ich glaube wohl", gab ich unwillig zurück, „wenn ich irgend etwas dort zu tun hätte!"

„Oh, mache dir doch etwas zu tun!" bat Winnie, „und verschaffe dir die Schlüssel und laß Tantchen und mich dich begleiten! Bitte, bitte! Ich möchte so gern all die schönen Sachen sehen!"

„Winnie, es zeugt wirklich von geringer Bildung, solche Neugierde zu äußern!" rief ich ärgerlich aus, um so mehr, da ich den Hausschlüssel eben in der Tasche hatte. Aber ich war sehr froh, ihnen nichts von Vickys Brief gesagt zu haben!

Ich wartete bis lange nach Mitternacht und dann, nachdem die Patrouille die Tür drüben passiert hatte, verließ ich leise unser Haus und überquerte die Straße.

Ruhig ging ich die Treppe zu Vickys Hause hinauf und steckte traurig den Schlüssel ins Schloß. — „Zum letztenmal!" dachte ich dabei, und es war mir, als ob ich zu einer Beerdigung gehen sollte. Ich trat ein und schloß die Tür hinter mir so leise, wie man es im Hause eines Toten tut.

Im Dunkeln ging ich die Treppe hinauf. Es war nicht völlig finster, denn ein zum Teil aufgezogener Vorhang ließ einen Lichtschimmer von der Straße ein. Im Musikzimmer angekommen, hob ich beim Schein meiner Taschenlampe den Deckel der chinesischen Vase. Aber es war kein Paket darin!

Ueberrascht leuchtete ich tief in die große Vase hinein. Sie war gänzlich leer. Es wäre nutzlos gewesen, anderswo nach dem Päckchen zu suchen. Ich kannte Vicky gut genug, um zu wissen, daß sie alles genau so ausführen würde, wie sie es vorher bestimmt hatte. Da dies nicht geschehen war ich sicher, daß sie kein anderes Versteck gewählt habe.

Ich steckte meine Taschenlampe ein und ging langsam hinunter. Wußte ich im Augenblick doch nicht, was ich tun sollte?

War es ratsam, zu warten, oder sollte ich nach Hause gehen und später wiederkommen?

Unten angekommen, beschloß ich heimzugehen. Aber als ich an der Wohnzimmertür vorbeiging, hörte ich leise meinen Namen flüstern.

Ich wendete mich um. Im Türeingang konnte ich unklar eine verhüllte Gestalt unterscheiden. „Still!" sagte sie kaum hörbar, und winkte mir.

Es war Vicky Van!

Fleming Stone.

„Still!" hatte Vicky gesagt. Aber das war eine unnötige Vorsicht; denn ich war zu überrascht, um sprechen zu können. Ich starrte in der Dunkelheit nach ihr und dann, unfähig, meinen Wunsch nach Gewißheit länger zu unterdrücken, ließ ich meine kleine Taschenlampe einen Augenblick aufblitzen.

„Nicht!" flüsterte sie, und legte die Hände vors Gesicht. Aber ich hatte genug gesehen! Es war wirklich Vicky Van, ihr weiches, schwarzes Haar, wellig über die Ohren gekämmt, ihr roter Mund, die zarten Wangen, erglüht in der Erregung des Augenblicks, ihre langen, dunklen Wimpern, die sich plötzlich beim blendenden Schein des Lichtes senkten! Die geflüchtete Vicky Van stand in Person vor mir.

„Sprechen Sie nicht!" sagte sie hastig. „Ueberlassen Sie das mir! Ich möchte, daß Sie mir helfen! Wollen Sie?"

„Selbstverständlich will ich dies gern tun!" sagte ich, und jeder Gedanke an Gesetz und Gerechtigkeit wurde überflutet von einer Woge des Mitleids und der Besorgnis um die zitternde Bittstellerin, die ihre Zuflucht zu mir nahm.

Ihre Stimme war undeutlich und ein wenig heiser, als ob sie mit großer geistiger und körperlicher Anstrengung spräche; sie kam mir in diesem Augenblick so verlassen und schutzlos vor, daß ich nicht umhin konnte, ihr jede Hilfe zu versprechen, die in meiner Macht stand.

„Die große Vase enthielt kein Paket", sagte ich leise, als sie zu zögern schien, ihr Gespräch fortzusetzen.

„Nein, hier ist es!" erwiderte sie, und übergab mir eine kleine Schachtel.

„Bewahren Sie dies vorläufig sicher auf. Und nun zu meiner Bitte! Geben Sie nicht zu, daß man diesen Mister Stone aufnimmt, um mich zugrunde zu richten! Bitte, bitte!"

„Wie kann ich das verhindern?"

„Oh!" rief sie enttäuscht, „ich hoffte, Sie würden Mistreß Schuyler überreden können."

„Aber Mistreß Schuyler will ihn ja gar nicht rufen!" rief ich aus, „die zwei Schwestern sind es, die darauf bestehen. Ich konnte sie nicht davon abbringen, so sehr ich mich auch bemüht habe."

„Warum will ihn Mistreß Schuyler nicht?"

„Ich weiß nicht sicher, ob sie wirklich einen Einwand gegen den Plan hat. Aber sie scheint nicht so sehr darauf erpicht zu sein als die beiden anderen. Sehen Sie, liebes Kind, die Witwe Randolph Schuylers ist nicht so erbittert gegen Sie wie die beiden alten Schwestern."

(Fortsetzung folgt)

Die Lawine.

Skizze von Käthe Donny.

„Haben Sie es heute nacht auch gehört?" Ingenieur Hoffmann aus dem zweiten Stock blieb auf dem Treppenabsatz stehen und wartete auf den Versicherungsbeamten Bleuel, der im dritten Stock wohnte. „Heute nacht, so gegen elf Uhr."

„Nichts habe ich gehört", sagte der Versicherungsbeamte.

„Na, dann müssen Sie einen gesegneten Schlaf haben. Bei Bellmanns oben im vierten Stock war wieder Krach. Ich wundere mich, daß die Frau es bei dem Manne noch aushält."

„Er ist doch ein ganz respektabler Mann."

„Respektabel? Sehr gut. Ein brutaler Kerl, — sich an seiner Frau zu vergreifen. Er schlägt sie."

„Ach, was die Menschen so zusammenreden."

„Erlauben Sie mal. Es sind Augen- oder vielmehr Ohrenzeugen vorhanden. Die Frau schrie heute nacht."

„So, — schrie? Vielleicht hatte sie Zahnschmerzen."

„Zahnschmerzen! Sehr gut. Den Zahn, der ihr weh tat, kann ich mir denken. Geprügelt hat er sie."

„Wie gräßlich. Prügel unter gebildeten Menschen."

Der Versicherungsbeamte Bleuel ist sehr nachdenklich, als er mittags nach Hause kommt. Er wird diese Sache mit Bellmanns nicht los. Da wohnen sie nun direkt über ihm — und schlagen sich.

„Heute nacht hat Bellmann seiner Frau einen Zahn ausgeschlagen", sagt er zu seiner Frau, „ist das nicht gräßlich?"

„Einen Zahn?" Frau Bleuel läßt beinahe den gefüllten Suppenteller fallen. „Wohl gar einen Vorderzahn. Himmel, und ein künstlicher ist so teuer."

„Geschrien soll sie haben. Hast Du etwas gehört?"

„Geschrien — heute nacht? Nein. — Oder doch. Es könnte sein. Warte mal. — Ja, natürlich habe ich es gehört. Ein entsetzlicher Schrei, ich bin doch davon aufgewacht. So gegen Morgen, nicht wahr?

„Nach Mitternacht, sagte Hoffmann, aber er kann sich ja in der Zeit auch getäuscht haben."

Frau Bleuel ist aufgeregt. Ein Mann schlägt eine Frau. Ein großer starker Mann schlägt seine hübsche kleine Frau. Er schlägt ihr mit der Hand, die den Ehering trägt, die Zähne aus. Sie stellt sich vor den Spiegel und betrachtet ihre schönen weißen Zähne. Wenn da einer fehlen sollte — oder gar zwei — gräßlich.

Als Bleuel wieder gegangen ist, huscht sie rasch zu ihrer Freundin im Nachbarhaus. „Du, Elli, der Bellmann, Du kennst doch den Bellmann, ein hübscher, großer Mann, der hat seiner Frau heute nacht alle Zähne eingeschlagen. Ob mit der Faust oder dem Stiefel oder — entsetzlicher Gedanke — mit einem Hammer — weiß ich nicht. Die hübsche, nette Frau, die immer so freundlich grüßt, entstellt für ihr ganzes Leben."

„Sie muß sich ein künstliches Gebiß machen lassen, immer noch besser, als wenn es die Nase gewesen wäre."

„Ja, natürlich, dann schon lieber die Zähne. Eine künstliche Nase — das merkt man doch."

Die Freundin denkt an ihre zierliche Nase, die Alfred, ihr Mann, aus verliebtem Spaß so gern auf die kleine impertinente Spitze küßt. Zu denken, daß der sanfte Alfred ihre Nase ... „Bellmann hat seiner Frau das Nasenbein zertrümmert — heute nacht", berichtet sie ihrem Manne, als er abends heim kommt.

Der sanfte, verliebte Alfred bleibt mit dem Hute in der Hand stehen. „Du — erzähl' mir keine Räubergeschichten. Bellmann ist —"

„Doch — und mit einem Hammer. Es kann auch eine Axt gewesen sein."

Der sanfte Alfred wird ganz blaß und verlangt einen Kognak. „Mit der Axt auf seine Frau. Und da wohnt man nun Haus an Haus mit einem Verbrecher. Wenn der jetzt vollends den Verstand verliert und auf andere Frauen mit der Axt —."

Er ist noch ganz verstört, als er an den Stammtisch kommt. „Der Bellmann aus Nummer 37 hat heute nacht seine Frau mit der Axt —"

„Erschlagen?"

„Nein, — sie soll noch leben. Aber — weiß man, wie lange noch?"

Nein, das weiß man nicht. Es gab so viele Fälle. Der Mann ist betrunken, oder ein Streit, — oder die Frau hat etwas angerichtet. Manchmal ist ja auch die Frau das Karnickel — nicht wahr? — und kann schon einen Mann in Wut bringen. Na, und der greift zum Messer oder zur Axt, haut zu, und der Mord ist fertig, keiner weiß warum. — Ja, so schnell kann das Verbrechen einen Menschen heimsuchen. Und übrigens — was sagt die Polizei?"

„Die Polizei?"

„Ja, hat denn niemand die Sache angezeigt? Man läßt doch einen Mörder nicht frei herum laufen? Da hat man doch Pflichten gegen seine Mitmenschen."

Der sanfte Alfred, kühn umringt von der Stammtischrunde, klingelt das Ueberfallkommando an. „Ein Mord", sagt er, „heute nacht schon, — Bellmann, Kaiserstraße 37, 4 Treppen links."

Kurz vor neun Uhr klingelt die Polizei bei Bellmann. Eben hat man noch ein krachendes Geräusch aus der Wohnung vernommen. Aber niemand öffnet. Der Polizeiwachtmeister donnert an die Wohnungstür: „Polizei, öffnen!"

Drinnen geht leise eine Tür, jemand schleicht durch den Korridor. Noch ein Faustschlag an die Tür. „Hier Polizei, öffnen."

Niemand öffnet. Der Begleiter des Wachtmeisters versucht mit einem Schlüssel zu öffnen, da wird die Tür von innen aufgerissen, und Bellmann steht im Korridor, im eilig übergeworfenen Mantel und mit nackten Füßen. „Was soll das, bitte?"

Die Polizisten treten ein. „Wo ist Ihre Frau?"

„Meine Frau? — Meine Frau ist — Meine Frau schläft."

„Dann wecken Sie sie."

„Das heißt, sie schläft nicht. Was wollen Sie übrigens von ihr. Sie ist ausgegangen."

„Herr Bellmann! Ihre Frau ist nicht ausgegangen."

„Nun gut, sie ist nicht ausgegangen, aber sie ist augenblicklich in einer Verfassung, daß Sie unmöglich —"

„Gerade, um sie in dieser Verfassung zu sehen, sind wir ja hier, Mann", und der Wachtmeister reißt die nächste Tür auf.

Ein Aufschrei. Ueber einen Stuhl springt Frau Bellmann im höchst unvollkommenen Badetrikot.

„Wir treiben nämlich jeden Abend Gymnastik", erklärt Bellmann, „meine Frau ist sehr ehrgeizig." —

Der sanfte Alfred soll fuchsteufelswild geworden sein, als ein Strafmandat wegen groben Unfugs bei ihm einlief, und Ingenieur Hoffmann aus dem zweiten Stock geht jetzt morgens eine Viertelstunde früher aus dem Hause. Er trifft nicht gern Mitbewohner auf der Treppe.